



Wo die Räuber die Guten sind

Richardplatz statt Reichstag – Comedian, Buchautor und Ex-„Bülle“ Murat Topal empfiehlt Ihnen den Neuköllner Blick auf Berlin



MURAT TOPAL ist in Neukölln geboren und war Streifenpolizist in Kreuzberg. Sein aktuelles Buch heißt „Neukölln – endlich die Wahrheit von A bis Z“ (be.bra verlag)

Berlin, einst Kleingartenkolonie der Polit-Phantasten und Wehrdienstflüchtlinge, erfreut sich eines fast beängstigenden Touristeninteresses. Nur, müssen es beim zehnten Hauptstadbesuch wieder der Reichstag, das Brandenburger Tor und die Museumsinsel sein? Wie wäre es zur Abwechslung mit einem Abstecher nach Neukölln? Die „Bronx von Berlin“, wie der Spiegel einst so eingängig wie ahnungslos schrieb, ist nach einem gängigen Vorurteil ein Bezirk mit vielen sozialen Minderheiten. Also Leuten mit Schulabschluss, einer geregelten, legalen Arbeit oder der netten Familie von nebenan: Vater Kroat, Oma Serbin und Opa Kosovo-Albaner. Wenn da ein Familienstreit am Start ist, rufen die Nachbarn nicht die Polizei, sondern besser gleich die UNO-Blauhelmsoldaten. Daher spielen die Kinder bei uns auch nicht so was wie „Räuber und Gendarm“, sondern „Räuber und psychopathischer Massenmörder“ – wobei die Räuber die Guten sind.

Ich muss es wissen, schließlich bin ich gebürtiger Neuköllner – und dazu noch Comedian. Was nicht heißen soll, dass in meinem Bezirk nur Witzfiguren wohnen. Die Medien spalten sich diesbezüglich in zwei Lager. Die einen sehen unser Wohnquartier fest im Würgegriff bildungsferner und allzeit gewaltbereiter Unterschichts-Muslime. So warnen die Jünger Sarazzins noch heute vor der alten Bedrohung durch die Sarazenen. Das andere Lager sieht uns eher im Henkelgriff der Latte-macchiato-Fraktion, also als neuen Trendbezirk „to go“.

Leider sind beide Sichtweisen schon deswegen perspektivisch stark verkürzt, weil Neukölln mit seinen knapp 300.000 Einwohnern aus über 160 Ländern locker das volle Spektrum einer deutschen Großstadt widerspiegelt und allein deshalb in kein Klischee passt. Bei uns findet man wirklich alles – vom nostalgischen Dorfflair am Richardplatz bis zur wegen zahlloser Handy-läden und Schnäppchenmärkte gern als „Einpennigparadies“ verspotteten Karl-Marx-Straße. Kurz gesagt: Es gibt hier reichlich Überraschendes zu entdecken.

Das schiefe Neukölln-Bild rührt übrigens daher, dass in der Regel immer nur von dem kleinen Gebiet zwischen Landwehrkanal und Hermannplatz gesprochen wird. Eine Gegend, die zunächst durch den großen türkischen Wochenmarkt am Maybachufer bekannt wurde. Der übrigens genau wie der Döner gar keine originär türkische, sondern eine deutsche Erfindung ist. Listige Immobilienverkäufer, die das gute Image Kreuzbergs nutzen und das schlechte von Neukölln umgehen wollten, haben die Rive Gauche Berlins „Kreuzkölln“ getauft. Noch dreistere Gesellen sprechen völlig schambefreit einfach von „Kreuzberg Süd“. Wie auch immer. Dieses Viertel wirkt inzwischen jedenfalls so trendy, dass sich hier neulich ein Flashmob zusammenfand, der in paradiesischer Nacktheit „Zu teuer, zu teuer“ skandierte. Eine nur mäßig gelungene Form der Demonstration, da nicht recht klar wurde, wogegen sich dieser Popo-Protest eigentlich richtete. Vielleicht gegen überhöhte Preise der Kreuzköllner Boutiquen? Denn auch wenn man es nicht glauben mag: Die gibt es bei uns in rauen Mengen. Die neue Avenue Montaigne heißt zweifelsfrei Bürknerstraße, wobei sich unsere Läden im Gegensatz zur speisigen Pariser Modewelt wenigstens durch pfffig-ironische Namen wie „JR Sewing“, „Formfischer“ oder „Icke Berlin“ auszeichnen.

Dass aber auch die strahlende Sonne des modegestützten Aufschwungs ihre langen und melancholischen Schatten wirft, hat unser bekannter Stadtteil-Häuptling Heinz Buschkowsky in seiner unnachahmlich trockenen Art einprägsam herausgearbeitet: „Neukölln ist der Bezirk der Modemacher. Hier gibt es 50 Labels, die sich alle selbst ausbeuten.“



FOTO: K. Renner; ILLUSTRATION: T. Rieger



MURAT TOPAL ist in Neukölln geboren und war Streifenpolizist in Kreuzberg. Sein aktuelles Buch heißt „Berlin – ein Heimatbuch“ (Conbook Medien)

Freundlichkeit ist eine Zier, doch besser ...

... fährt man ohne ihr. Comedian, Buchautor und Ex-Bulle Murat Topal erklärt Touristen und Neuberlinern, worauf es in der Hauptstadt ankommt



Es gehört zur seelischen Grundausstattung des Menschen, sich einer neuen Umgebung durch Freundlichkeit anpassen zu wollen. Nichts könnte in Berlin falscher sein! Speichelleckendes Liebeswerben haben Hauptstädter nicht nötig. Bei uns gehören Beleidigungen seit Menschengedenken zum guten Ton. Daher steigert ein spontaner und virtuoser Umgang mit gezielten Frechheiten die soziale Akzeptanz. Ob im alltäglichen Gedränge in der nach Mondphasen fahrenden S-Bahn oder beim Hundekot-Slalom auf kontaminierten Bürgersteigen: Der Berliner ist rau und hält das für herzlich.

Unverständlicherweise ist der städtischen Marketinggesellschaft „Berlin Partner“ diese zum landsmannschaftlichen Charakter gehörende ruppige Unfreundlichkeit ein Dorn im Auge. Mit „be Berlin“ kreierte sie eine Imagekampagne, in der die Berliner als freundliche, weltoffene und hilfsbereite Sippschaft dargestellt werden. Dieser so verlogene wie untaugliche Versuch ist meiner Meinung nach ein klassisches Eigentor. Jeder Spreeanrainer weiß, dass sich Berlintouristen mit kindlicher Freude von sadistisch veranlagten BVG-Mitarbeitern oder auf Bahnsteigen herumlungernenden Hartz-IV-Klienten be-pöbeln und maßregeln lassen. Die täglich 400.000 Besucher unserer Stadt sind in ihrem Masochismus sogar bereit, für saftige Beleidigungen viel Geld auszugeben. In großen Mengen kaufen sie Postkarten mit klassischen Schmähungen wie „Wat kiekstn so, Fatzke?“ oder dem bei hauptstädtischen Dienstleistern so beliebten Motto „Allet klar, dit kannste gleich ma wieda knicken“.

Dies zeigt: Der einheimische Nörgelpeter ist für Besucher inzwischen nicht nur Teil der städtischen Folklore, sondern eine genauso große Attraktion wie

Schloss Bellevue oder das Brandenburger Tor: Für unsere notorisch klamme Stadt ein Segen, denn kostenaufwendige Schulungen der Bevölkerung in Höflichkeit und Dienstbarkeit können unterbleiben. Sie wären auch ähnlich aussichtslos wie der Versuch, unserem Wappentier das Wiehern beizubringen. Wenn Sie als „Touri“ oder Neuberliner unbedingt unangenehm auffallen wollen, können Sie ebenso gut einen Verkäufer von Obdachlosenmagazinen fragen, auf welcher Seite die Immobilienangebote zu finden sind. Oder, angetan mit kurzer Lederhose und Karohemd, in ein türkisches Männercafé gehen und aus dem Sarrazin-Buch vorlesen.

Der Gipfel der Provokation ist und bleibt jedoch: Sie versuchen zu „balinan“. Ich erinnere mich mit Grausen an den Besuch eines entfernten Verwandten. Ich hatte vor, in der legendären Lebensmittelabteilung des KaDeWe einzukaufen, und da mein Gast scharf auf einen Reiseführer war, parkte ich ihn bei den Büchern. Als ich ihn dort wieder abholen wollte, war er mitten in einer Lesung. Die er selbst hielt. Aus einem Sprachkurs „Berlinern für Anfänger!“. In dröhnender Lautstärke deklamierte er Sätze wie „Ich lach ma n Ast und setz ma druff“ oder „Nu brat ma eener 'n Storch – aba die Beene recht knusprich!“ und beölte sich dabei vor Lachen derart, dass ich jeden Augenblick mit seinem vorzeitigen Abgang rechnete. Was mir in diesem Moment sehr Recht gewesen wäre. Als er dann auch noch einen vorbeischießenden Kahlkopf mit „Keen Haar uff'm Kopp, aba 'n Kamm inne Tasche“ anbaggerte, zerrte ich ihn gewaltsam in Richtung Fahrstuhl. Zum Glück sind die meisten KaDeWe-Kunden Ausländer und verstehen kein Deutsch. Erst recht kein „balinan“, aber die tödlichen Blicke des heimischen Verkaufspersonals spüre ich noch heute im Nacken. Also, liebe Leser, wenn ihnen ein Kopfsprung in die Niagarafälle zu öde und eine Nachtbesteigung des Mount Everest zu banal ist: Es gibt Alternativen. ■



Der Airport kommt später ...

Comedian, Buchautor und Ex-Bulle Murat Topal erklärt Touristen und Neuberlinern, worauf es beim Bauen und besonders bei einem Hauptstadtflughafen ankommt



MURAT TOPAL ist in Neukölln geboren und war Streifenpolizist in Kreuzberg. Sein aktuelles Buch heißt „Das Dach kommt später“ (8,99 Euro, Aufbau Verlag)

Es brennt im Berliner Blätterwald. Also nicht wörtlich, eher bildlich. Die Zeitung mit den überdimensionierten Buchstaben nutzt jede Gelegenheit, um am Stuhl unseres einstmals so beliebten Oberbürgermeisters zu zündeln. Aber was hat Wowereit denn eigentlich verbrochen? Gut, er hat als Oberaufseher eines von Beginn an chaotisch geplanten Großflughafens nicht ausreichend auf die Steuergroschen seiner Gemeinde geachtet. Das war schlecht. Und einen Architekten abgenickt, der ein Flachdach ohne Schornstein will und den Rauch im Brandfall durch den Keller jagt. Das war nicht unbedingt besser.

Aber wer wie ich durch die Vorhölle des Eigenheimbaus gegangen ist, hat für Wowis Chaostruppe ein gewisses Verständnis. Immer wenn Menschen sich zusammentun und etwas scheinbar Banales sagen wie „Lass uns gemeinsam bauen“, ist die Katastrophe praktisch vorprogrammiert. Denn eine Baustelle sieht nur so aus, als handelten hier Fachleute nach einem sorgsam durchdachten Plan. Das ist ein Märchen. Das Märchen vom Fliesenlegenden Fliesenleger, dem elektrifizierenden Elektriker und dem Gabeln stapelnden Gabelstaplerfahrer. In Wirklichkeit ist jede Baustelle pure Anarchie. Der Gabelstapler fährt über die frisch verlegten Fliesen und ruiniert sie so lange, bis sie entnervt den Löffel abgeben. Und der Elektriker stemmt die gestern erst verputzte Decke wieder auf, um Platz für seinen wirren Kabelsalat zu finden. Am Ende des Tages tat jeder brav seinen Job – doch das Schlimme, das wurde sicher schlimmer.

Ich weiß, wovon ich rede. Meine geliebte Ehefrau und ich wollten unbedingt im kleinen privaten Paradies leben. Die Probleme begannen bereits bei der Finanzierung, doch mit Baubeginn nahm das Drama richtig Fahrt auf. Die Ehe, die ein gemeinsames Bauprojekt unbeschadet übersteht, muss erst noch geschlossen werden. Schuld ist diese sensationelle Euphorie des Aufbruchs, die wahnwitzige Vorstellung: Egal was passiert, wir schaffen das. Wir schaffen das, und egal wie geschafft wir am Ende sind – es wird nicht nur geschafft, sondern auch gut sein! Aber schon nach wenigen Wochen merkt man: Rein gar nichts ist gut. Und es beginnen die durchdiskutierten Nächte. Verletzende Worte, vielsagendes Schweigen, halbherzige Versöhnungen – welcher

Bauherr kennt dieses Programm nicht? Ist man anfangs noch ein halbwegs harmonisches Paar à la Wowi und Platzeck, gibt man spätestens ab dem dritten Monat das Duo Bon Jovi und Woyzeck – zwei wild herumtobende Wüteriche. Und trotzdem hat unsere Ehe alle baubedingten Blessuren überlebt. Nicht zuletzt dank der sie kittenden Liebe.

Was die Frage aufwirft: Kann man solche Projekte überhaupt wagen ohne Liebe? Berlin und Brandenburg, das ist doch wohl eher eine typische Vernunftfehe. Berlin, die attraktiv-selbstbewusste Weltstadt mit Herz, die das sandig-spröde Brandenburg zu DDR-Zeiten als Transitstreckendekoration abhakte. Und es heute als Naherholungszone und Arbeitslosenreservat nutzt. Kann dies ernsthaft Liebe sein? Ich glaube: nein.

Doch sind wir Berliner ja Meister der Improvisation. Nur un-kreative Geister sehen in einem Flughafen bloß einen Flughafen. Warum aber sollte Schönefeld BER nicht eine ähnliche Erfolgsgeschichte werden wie einst Tempelhof Airport? Der erst als riesige Skating- und Drachensteig-Location richtig aufblühte. Gemüseanbau auf dem Schönefelder Flachdach, Freeclimbing am 70 Meter hohen Kontrollturm – die Möglichkeiten sind nahezu unbegrenzt. Selbst der durch den Keller jagende Rauch bietet perfekte Perspektiven, als Räucherammer für Brandenburger Fisch- und Fleischwaren. ■



FOTO: K. Renner; ILLUSTRATION: T. Rieger